

Siebzig Jahre lang Schulden abgestottert

Vor genau 125 Jahren, im Frühjahr 1884, wurde ein vorläufiger Schlussstrich unter die Geschichte der Schweizerischen Nationalbahn gezogen. Statt einer sprudelnden Rendite blieb den Akteuren die jahrzehntelange Abzahlung von Schulden.

Fast euphorisch und mit dem Elan demokratischer Ideale stürzte sich Winterthur in den 1870er-Jahren ins Nationalbahnabenteuer. Eigenes Unvermögen, eine unerwartete Wirtschaftskrise und die Knebel, welche die Gegner dem Konkurrenzunternehmen in die Beine warfen, führten zu einem Schuldendebakel, an dem die Stadt Winterthur bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zu tragen hatte.

Erste Rückschläge

Der Einstieg ins Abenteuer begann mit kleinen Schritten. Optimistisch gingen die Nationalbahninitianten davon aus, dass Eisenbahnpapieren (Aktien und Obligationen) beim Publikum leicht unterzubringen wären, erzielten doch Wertschriften im Rahmen der allgemeinen Eisenbahneuphorie erstaunliche Renditen. Es zeigte sich jedoch, dass dies eine Fehleinschätzung war.

Zum einen war andernorts die Skepsis gegenüber dem neuen Bahnprojekt gross – und wurde von der gegnerischen Presse zusätzlich geschürt. Zum andern legte die Nordostbahn

der Konkurrenz aus Winterthur immer wieder Steine in den Weg. Vor allem aber machte eine akute Weltwirtschaftskrise den Eisenbahnen generell zu schaffen; Eisenbahnpapieren wurden immer zurückhaltender gezeichnet. Die öffentliche Hand musste deshalb weit grössere Summen zur Verfügung stellen als geplant.

Die Finanzierung des Oststücks der Nationalbahn vom Bodensee nach Winterthur (11 Millionen Franken) gelang noch einigermaßen schlank. Beim Weststück hingegen – der Weiterführung nach Zofingen – begann es zu harzen. 17 Millionen waren veranschlagt; 8 sollten über Aktien, 9 über Obligationen beschafft werden.

Krise spitzt sich zu

Als eigentliche Knacknuss erwies sich die Unterbringung dieser Obligationenanleihe. Um deren Zeichnung zu erleichtern, mussten Winterthur und seine drei Aargauer Partnerstädte Baden, Lenzburg und Zofingen 1874 eine Kollektivgarantie bieten. Keine der vier «Garantiestädte» rechnete damit, für diese Garantie je geradestehen zu müssen. Die Krise spitzte sich jedoch laufend zu, ebenso die Unstimmigkeiten im Lager der Nationalbahn. Sollte man weiter Geld einschiessen, um die bisherigen Investitionen nicht zu gefährden? Oder sollte man das Projekt abbrechen, um das absehbare Debakel in Grenzen zu halten?

Baden und Lenzburg zogen sich 1876 aus dem Unternehmen zurück. Winterthur und Zofingen schossen 1877 nochmals erhebliche Summen ein. Doch die Stimmung in der Bevölkerung hatte umgeschlagen. Anfang



Der Schuldbrief von 1880, in dem der als Pfand eingesetzte Grundbesitz der Stadt Winterthur auf hundert Seiten detailliert aufgelistet ist. Bild: Stadtarchiv Winterthur

Dezember wurde gar im Aargau ein Anschlag auf die Nationalbahn verübt: Ein grosser Stein wurde zwischen Geleise und Leitschienen eines Wegübergangs getrieben und Laschenbolzen ausgeschraubt.

Im Januar 1878 konnte die Nationalbahn die Zinsen der Anleihen nicht mehr bezahlen. Im Februar verhängte deshalb das Bundesgericht die Zwangsliquidation. 1880 ging die Nationalbahn im Rahmen einer Verstei-

gerung für 3,8 Millionen Franken an Alfred Eschers Nordostbahn über. So kam das ganze Netz ausgerechnet in den Besitz jenes Unternehmens, das man ursprünglich eigentlich hatte schwächen wollen.

24 Millionen in Aktien und Obligationen waren investiert worden; Winterthur verlor rund 8, Zofingen 4,1, Baden und Lenzburg je 2,8 Millionen. Gerade die Tilgung der Garantieschuld war zwischen den Städten höchst umstritten und konnte erst dank der Vermittlung des Bundes geregelt werden. Bund und Kanton gewährten Winterthur schliesslich eine Unterstützung, und 1935 wurde die letzte Rückzahlungsrate für dieses Darlehen entrichtet, das die Stadt zur Bezahlung ihrer Restschuld aus der Garantieverpflichtung erhalten hatte.

Auch Eschenberg verpfändet

Das war aber nur ein Teil der Schuldenlast. 1880 hatte nämlich Winterthur zur Deckung seiner Verpflichtungen ein Darlehen von 11,55 Millionen Franken aufgenommen. Zu dessen Sicherstellung musste die Stadt ihren gesamten Grundbesitz als Pfand einsetzen. Im Pfandbrief wurden die verpfändeten Liegenschaften auf rund 100 Seiten detailliert aufgeführt. Der Tilgungsplan erstreckte sich bis 1960, doch bereits im November 1952 konnte der Stadtrat der kantonalen Finanzdirektion mitteilen, die Anleihe sei zurückbezahlt. Die während Jahrzehnten drückende Schuld war endlich getilgt.

Am 4. Januar 1954 wurde der Pfandbrief vom Kanton dem Winterthurer Stadtschreiber Jakob Bretscher ausgehändigt – und wanderte sogleich ins Stadtarchiv. Das Nationalbahnabenteuer gehörte endgültig der Geschichte an.

CHRISTIAN JOSSI

Ein Freilichtspiel, ein bahngeschichtliches Buch, eine Sonderausstellung: Der diesjährige Sommer steht ganz im Zeichen der Nationalbahn. Auch im «Landboten»: In einer losen Artikelreihe beleuchten Bahnhistoriker einzelne Aspekte des für Winterthur folgenschweren Bahnabenteuers.

www.dasdritlegleis.ch
www.nationalbahn.ch
www.museum-lindengut.ch

DOSSIER AUF
WWW.LANDBOTE.CH



Es ist nicht immer alles so, wie es scheint

Ich fuhr mit dem Bus Richtung Oberwinterthur und freute mich auf meine Oma. Die Luft war kalt und dicke, schwarze Wolken rollten langsam über den Himmel. Ich war froh, im Trockenen zu sitzen, noch bevor es zu regnen anfing.

Im Bus sass mir ein alter Mann gegenüber, der ein merkwürdiges Telefonat führte. «Si, dreissig Grad ist es hier, jeden Tag.» Was redet der denn da? Unauffällig schielte ich zu ihm hinüber. «Ja, ich sehe das Meer, wunderschön...». Wo sieht der denn jetzt das Meer? «Te quiero, mi amor. Ich vermisse Dich auch», sagte er mit einem Lächeln im Gesicht. Was ich da hörte verärgerte mich. Ich hasste Lügner, denn das erinnerte mich zu sehr an meine Kindheit. Trotz meiner Abscheu solchen Menschen gegenüber, verfolgte ich das Gespräch weiter. Für die Person am anderen Ende des Hörers empfand ich tiefes Mitleid, auch wenn ich nicht wusste wer sie war.

«Securo Maria, wir sehen uns bald. Adiós mi amor...» Mit zittrigen Fingern verstaute er sein Handy in der Jackentasche, und sein Lächeln verschwand langsam aus seinem Gesicht. Seine Augen strahlten, trotz allem, eine gewisse Freundlichkeit aus, doch ich liess mich davon nicht beirren. Es gab keinen Grund, eine Person die man liebt, so zu belügen. Als kleines Mädchen musste ich oft mit ansehen, wie sich meine Familie gegenseitig belog. Meine Oma war die einzige, der ich vertrauen konnte.

In Gedanken versunken bemerkte ich nicht, dass der Mann den Bus bereits verlassen hatte. Ich beschloss, die Sache zu vergessen und stieg bei der nächsten Haltestelle aus.

Bei Oma im Alterszentrum Oberi angekommen, gabs eine herzliche Umarmung und sie strahlte mich an. «Hallo, meine Kleine», begrüsst sie



von Nicole Frei

Seit Dezember 2007 macht Nicole Frei ein Fernstudium zur Schriftstellerin an der «Schule des Schreibens». Bereits als Kind hat sie immer sehr gerne geschrieben. Momentan arbeitet sie in einer Bank und koordiniert die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Callcenters. Sie lebt in Rikon.

In den Sommerferien publiziert der «Landbote» ausgewählte Kurzgeschichten. 160 Autorinnen und Autoren haben sich an dem Wettbewerb beteiligt. Ende Sommer wählt die Jury die beste Erzählung aus, deren Verfasser oder Verfasserin eine Fortsetzungsgeschichte schreiben darf.

mich, obwohl sie mindestens zwei Köpfe kleiner war als ich. Ich küsste sie auf die Wange: «Bist du bereit, können wir gehen?» Oma liebte das Restaurant Goldenberg. Mein Opa hatte ihr dort den Heiratsantrag gemacht. «Nicht nur ganz Winterthur lag mir damals zu Füssen...», sagte sie immer, und ihre Augen funkelten beim Gedanken an diese romantische Zeit.

Im Café erzählte sie mir, wie sie die Tage im Heim verbrachte und machte sich über das Freizeitangebot lustig. «Sterne basteln!», sagte sie zynisch. «Ich hab früher ganze Läden dekoriert! Was soll ich nun mit Papp-

sternen?» Wir lachten und amüsierten uns prächtig. Plötzlich tippte jemand meiner Oma auf die Schulter: «Holà Frieda!» sagte ein Herr. «Hallo José!» Oma stand auf und umarmte ihn. «Darf ich vorstellen, meine Enkelin Lara.» – «Freut mich sehr, ich hab schon viel von Ihnen gehört», er lächelte freundlich. Ja, ich von ihnen auch, dachte ich und nickte höflich. Ich verstand die Welt nicht mehr. Es war der Mann aus dem Bus.

Setz dich und leiste uns Gesellschaft», sagte Oma. Ich fühlte, wie die Wut in mir wieder hochstieg. Den Gedanken, dass er sie genauso belügen könnte, ertrug ich fast nicht. Ich konnte dem Gespräch kaum folgen, doch ihr zuliebe riss ich mich zusammen. «Du wirkst ein wenig müde», meinte Oma etwas besorgt. «Ja», sagte José und senkte den Kopf. «Maria liegt seit einigen Wochen schwer krank im Kantonsspital Winterthur.» Ich traute meinen Ohren nicht. Meine Oma legte sanft die Hand auf seinen Arm. «Was ist aus eurer jährlichen Spanienreise geworden?» – «Nun, ich hatte vor sie abzusagen, doch ich musste ihr versprechen, dass ich fahre.»

Ich spürte, wie sehr er diese Frau liebte. «Frieda, ich weiss nicht wie lange sie noch bei mir ist», seine Lippen fingen an zu zittern und sein Atem ging schwer. Langsam verstand ich, was er tat. «Jeden Tag rufe ich sie an und erzähle ihr, wie schön es doch sei. Doch abends, wenn sie schläft, geh ich in Krankenhaus und sehe sie mir an. Sie ist immer noch so wunderschön wie damals», er lächelte und meine Oma hörte einfach nur zu. «Ich will einfach nur bei ihr sein, denn seit wir verheiratet sind, waren wir nicht einmal getrennt.» Ich hatte ihn zu Unrecht verurteilt und dafür schämte ich mich. Mir wurde klar, es ist nicht immer alles so, wie es scheint.

Im Einsatz für christliche Krippe

Brügerliche Gemeinderäte wundern sich über die Politik der Stadt. Ihrem Erstaunen verleihen sie in einer Interpellation Ausdruck. Darin fragen sie den Stadtrat, weshalb er die Stiftung «SalZH», die in Seen Krippenplätze anbietet, nicht finanziell unterstütze. Initianten sind unter anderen Stadtratskandidat der FDP, Stefan Fritschli, und der Kandidat der EVP, Nik Gug-

ger. Die Stiftung «SalZH» bekennt sich zu «christlichen Werten» wie sie im Leitbild schreibt. Die Gemeinderäte wollen deshalb wissen, ob der Stadtrat nicht wolle, dass sich die Erziehung der Kinder an christlichen Wertvorstellungen orientiere. Und ob die Stadt schlechte Erfahrungen gemacht habe mit christlichen Stiftungen, die Subventionen erhalten. (red)

SOMMER-FOTOWETTBEWERB: BILD 3

Gesucht ist der Fisch in der Hand

Fische machten in den letzten Tagen und Wochen lokale Schlagzeilen: Kleinkraftwerke mit nur schwer überwindbaren Fischtreppe machen ihnen das Leben schwer und irrtümlich in die Eulach geleitetes Abwasser sorgte gar dafür, dass unzählige Fische verendeten. Höchste Zeit, dass ein Fisch wieder einmal in einem

erfreulichen Kontext einen Auftritt hat. Der abgebildete Fisch hat zwar auch nicht viel zu lachen, sitzt er doch auf dem Trockenen, aber er ist ja kein normaler Fisch. Und ein erfreulicheres Umfeld als den Fotowettbewerb gibt es bekanntlich kaum. Fragt sich nur noch, wo sich der gepackte Fisch befindet. (fmr)



Bild: Donato Caspari